

Bischofsbericht

Dem Glauben ein Haus bauen *Evangelische Kirche in unseren Regionen*

Wir haben uns zum ersten Mal als Synode der Föderation Evangelischer Kirchen in Mitteldeutschland versammelt und gehen nunmehr auch als die gewählten Vertreter der Gemeinden gemeinsam an die kirchenleitende Aufgabe. Das betrifft selbstverständlich die ganz normale Arbeit einer Vertretungskörperschaft, die über den Haushalt und Gesetze zu beraten und beschließen hat. Diese Art von Kirchenleitung durch Vertreter der Gemeinden ist sehr hoch zu schätzen, weil allein durch diese Form notwendige und manchmal weitreichende Veränderungen ausreichend genau debattiert, beschlossen und notfalls korrigiert werden können. Der Sachverstand einzelner Experten reicht dazu nicht aus, wie sich immer wieder herausgestellt hat und herausstellt. Dennoch spiegelt die Arbeit einer Synode nur in Grenzen wider, worum es für die einzelnen Christen geht, wo immer sie sich treffen und ihren Glauben leben: zu Hause, in der Ortsgemeinde oder bei auswärtigen Freizeiten, auf Akademietagungen, im Kinderkreis oder im Religionsunterricht.

Darum soll vor allem an dieser Stelle, in dem gemeinsamen Bericht von Bischof Axel Noack und mir, Gelegenheit sein, die eigentlichen Ziele unserer Arbeit ins Auge zu fassen. Wir kümmern uns um die Institution Kirche allein deswegen, weil wir Gottvertrauen und die notwendige Einheit von evangelischen Christen fördern wollen; das aber in unserer Zeit, in unserem Land, unter unseren besonderen Bedingungen. Wir möchten mit der Hoffnung anstecken, die wir uns nicht selbst erarbeiten können, die wir aber weitergeben wollen, weil sie uns Lebenshorizonte eröffnet, weit über alles hinaus, was wir selbst schaffen können. Auch wir haben dieses Grundvertrauen einst selbst empfangen und wollen, dass die Generation unserer Kinder und Kindeskinde eine Heimat im christlichen Glauben und deswegen eine Heimat für den Glauben findet.

1. *Erfahrungen mit Kirche*

Wir alle sitzen hier, setzen unsere Zeit und unsere Kraft – nun auch – für die Föderation evangelischer Kirchen in Mitteldeutschland ein, weil wir prägende und bereichernde Erfahrungen mit evangelischen Gemeinden und Kirchen gemacht haben. Das gilt für alle, die Ehrenamtlichen genau so wie die Hauptamtlichen. Es wäre schön, wenn jede und jeder sich an dieser Stelle erinnern und berichten könnte, welche spezifischen Erlebnisse er (oder sie) mit dieser Kirche gemacht hat:

Wo zum ersten Mal sind mir die biblischen Geschichten eindrücklich erzählt worden? Wann und wo hat sich mir ihr unausschöpflicher Reichtum gezeigt und haben sie ihre Kraft bewiesen, als ich mir selbst nicht anders hätte helfen können? Wie hat uns in verführerischen und machtgestützten ideologischen Debatten das biblische Menschenbild ernüchert und orientiert? Wie habe ich die weltweite Gemeinschaft der Kirchen in den und trotz der engen Grenzen der DDR erlebt?

Wir haben in diesen Tagen den 15. Jahrestag des Mauerfalls begangen. Die Mauer war schrecklich genug und hat viel Leid verursacht. Sie hat auch lähmend auf die gewirkt, die in ihrem Schatten aufwuchsen, lebten und arbeiteten, weil sie in der Regel ein Ausweichen in

andere Länder und in eine andere Gesellschaft nicht gestattete. Dennoch haben wir die Einheit der Kirche nicht allein im Sonntagsbekenntnis benannt, sondern durch Besucher aus fremden Kirchen, in der Unterstützung unserer Kirchen durch die Kirchen der EKD und in der Verbindung zu anderen Kirchen der Weltchristenheit sehr konkret erfahren können.

Dazu kommt: Unsere Kirche bot in der DDR-Zeit ein Dach (in der Regel das einzige Dach) für die Gruppen, denen die Fragen unserer Gesellschaft keine Ruhe ließen. Darauf lässt sich auch dann noch guten Gewissens verweisen, wenn wir den innerkirchlichen Streit um die Möglichkeiten und die Grenzen solchen Schutzes nicht verschweigen. Wir müssen das auch nicht verschweigen, denn die Moderatoren der Runden Tische haben gerade im Umbruch von 1989/90 deswegen helfen können, weil sie über unsere Gemeindeleitungen und Synoden Erfahrungen mit den unabdingbaren formalen Regeln des Streites hatten. Unsere synodalen Geschäftsordnungen waren Vorbild für die sich neu bildenden Parlamente, die von unseren Erfahrungen mit solchen Regeln profitierten.

Es ließen sich an dieser Stelle an viele andere überzeugende Erfahrungen mit einzelnen Christen und ihrem prägenden Einfluss auf uns erinnern. Sie reichen weit hinaus über den politischen Raum in die Tiefe persönlichster Probleme. Auch die Erlebnisse in den evangelischen Gemeinden und mit den Werken unserer Kirche wären hier im Einzelnen zu entfalten. Viele von uns sind z. B. durch die Jugendarbeit gewonnen worden und haben hier ihre erste aktive Mitarbeit einbringen können. Eine Summe ist hier und an dieser Stelle kaum möglich, ja eigentlich kann nur jeder für sich sein eigenes Fazit ziehen. Was uns aber alle eint, ist die Überzeugung, dass das Vertrauen, das diese Kirche uns ermöglicht hat, in allen Zweifeln und trotz aller Anfechtung zu leben hilft.

2. Kennzeichen von Kirche

2.1. Erzählgemeinschaft

Wir sind für uns und unsere Umgebung immer dann am glaubwürdigsten, wenn wir solche persönlichen Erfahrungen austauschen und berichten. Das ist aber nichts Neues, sondern damit setzt sich die Erzählgemeinschaft des Volkes Israel und der frühesten christlichen Gemeinden bis in unsere Gegenwart fort. Die Zeugen des Glaubens haben ihre Glaubensgeschichten, also ihre Geschichte mit Gott, immer wieder erinnert, erzählt und weitergegeben. Diese Geschichten unserer Eltern und Vorfahren, die Geschichte des Gottesvolkes sind so reichhaltig und vielfältig, dass immer wieder der Versuch gemacht werden musste, sie auf wenige Punkte zu konzentrieren und in ihnen zusammenzufassen. Eine solche Verknappung ist dann sinnvoll, wenn zugleich im Bewusstsein gehalten wird, dass hier Erfahrungen gerafft, verdichtet und auf den Punkt gebracht werden. Jeder einzelne komprimierte Satz in solchen Bekenntnissen bedarf der Deutung und Übersetzung in konkrete Geschichten und Lebenswelten. Nur unter dieser Bedingung kann man vorsichtig den Versuch wagen, die gemeinsamen Elemente innerhalb solcher Erfahrungen herauszuarbeiten.

Solche Konzentrate stellen vor allem die Glaubensbekenntnisse dar. Sie nennen unter den Gegenständen des Glaubens „die eine, heilige, allgemeine und apostolische Kirche“, wie das Bekenntnis von Nicäa-Konstantinopel formuliert. Damit wird festgehalten, dass vor allem, was wir in der und für die Kirche als Institution tun und lassen, die Kirche eine Schöpfung Gottes ist. Nicht wir schaffen die Kirche, sondern wir finden sie vor seit apostolischen Zeiten.

Die Kirche ist sehr unterschiedlich, so unterschiedlich wie einzelne Menschen sich von anderen abheben, so different wie ganze Gruppen und Völker verschieden sein können. Wir können aber die Punkte suchen und finden – und ich denke: wir müssen sie suchen und finden –, die so unähnliche Gruppen wie die charismatische Gemeindegruppen und die evangelischen Studentengemeinden, eine herkömmliche Dorfgemeinde und das Kommen und Gehen in einer Citykirche vereinen.

2.2. Glaubensgemeinschaft

Hilfreich ist nach wie vor der Blick in das Augsbургische Bekenntnis von 1530 (der heutige 19. November war bekanntlich der Schlusstag dieser Versammlung). Es beschreibt in seinem Artikel VII die beiden entscheidenden Merkmale, die jede Kirche kennzeichnen: Nämlich die Verkündigung des Evangeliums und die Austeilung der Sakramente. Wörtlich heißt es dort: „Es wird auch gelehrt, dass allezeit eine heilige, christliche Kirche sein und bleiben muss, die die Versammlung aller Gläubigen ist, bei denen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut dem Evangelium gereicht werden. Denn das genügt zur wahren Einheit der christlichen Kirche ...“.

Dieser Artikel VII macht unmissverständlich deutlich, dass viele andere Merkmale, die man sich auch für eine Definition von Kirche vorstellen könnte (z.B. das sogenannte historische Bischofsamt), nicht zum Wesen der Kirche gehören. Durch die Knappheit dieser Bestimmung wird zugleich eine große Weite möglich, die viele verschiedene Kirchen als Kirche anzuerkennen erlaubt.

Das bedeutet weiter: Die Kirche ist nicht einfach Gegenstand unseres menschlichen Handelns und Planens, sondern sie ist zunächst göttliche Zusage und Schöpfung, allein darauf können wir hoffen, vertrauen und deswegen zuversichtlich sein, dass „die Pforten der Hölle sie nicht überwinden werden“ (Mt 16,18).

Wir können schließlich festhalten: Die Kirche ist die Gemeinschaft der Glaubenden. Entgegen einem häufig verbreiteten Missverständnis kann Glauben nicht ohne gelebte Gemeinschaft auskommen, ohne eine sichtbare Gemeinde, ohne die Gemeinschaft derer, die zusammenkommen, ihren Glauben zu bedenken, zu bezeugen und miteinander Rechenschaft von der Hoffnung abzulegen, die in ihnen ist.

Und die Kirche ist die Gemeinschaft der Glaubenden. Die Grundhaltung des Glaubens meint das Zutrauen, dass Gott unser ganzes Leben mit allen seinen verschiedenen Phasen, seinen Zweifeln, seinen Höhepunkten und Krisen begleitet und in der Hand hält. Dieser Weg des Glaubens bedarf der Weggemeinschaft.

2.3. Zeugnis- und Dienstgemeinschaft

Kirche hat ihren Mittelpunkt dort, wo Menschen im Namen Jesu zusammenkommen, ihre Geschichten erzählen, Gottesdienst feiern, taufen und Abendmahl feiern.

Doch wäre der Gottesdienst missverstanden, „wenn er nicht eingebunden wäre in die Lebensgemeinschaft der Christen sowie in Zeugnis und Dienst der Gemeinde für die Welt“ (Ulrich Kühn).

- Wer Gottesdienst feiert, Gott lobt für das täglich neue Geschenk des Lebens und die immer wieder neue Freiheit zum Leben, der wird diese Freiheit auch im Alltag zu leben versuchen.
- Wer im Abendmahl die befreiende Zugehörigkeit zu Jesus Christus feiert und dabei sich auch in der Gemeinschaft mit anderen, ganz verschiedenen, auch fremden Menschen sieht, der wird diese Verbundenheit auch im Alltag zu leben versuchen.
- Wer in der Fürbitte die Not der Welt und des Nächsten vor Gott bringt, der wird im Alltag sich der Not der Welt und des Nächsten annehmen.
- Das Evangelium, das befreiende Wort, wird nicht nur durch Wörter verkündigt, sondern auch dort, wo Menschen es durch eine diakonische Haltung erleben, dass sie wahrgenommen werden und angenommen sind und dass sie mehr sind als die Summe ihrer Leistungen und eben auch Fehlleistungen.
- Das Evangelium wird nicht nur durch Worte bezeugt. Auch Strukturen predigen. In welchen Strukturen wir miteinander leben und arbeiten, auch das sagt etwas aus über unsere Überzeugungen, über unsere Gemeinschaft und über den Geist, der unter uns herrscht. Deswegen wurde in der Theologischen Erklärung von Barmen 1934 mit Recht

darauf hingewiesen, dass die christliche Kirche eine Gemeinde von (Schwestern und) Brüdern ist. Demzufolge müssen das Handeln und die das Handeln mitbestimmenden Strukturen geschwisterlich ausgerichtet sein. Deswegen müssen wir immer wieder auch unsere Institutionen auf den Prüfstand stellen, ob sie der Botschaft von der freien Gnade Gottes dienen oder sie eher behindern.

2.4. Vielfalt und Einheit

Unterschiede zwischen verschiedenen Christen und einzelnen Gemeinden und Kirchen, die wir heute einmal mit Freude wahrnehmen und ein andermal eher erleiden, kennzeichnen bereits die neutestamentlichen Gemeinden und ziehen sich durch die ganze Kirchengeschichte.

Das hat den Neutestamentler Ernst Käsemann vor einer Generation zu der berühmten These geführt: „Der neutestamentliche Kanon begründet als solcher nicht die Einheit der Kirche. Er begründet als solcher, d.h. in seiner dem Historiker zugänglichen Vorfindlichkeit dagegen die Vielzahl der Konfessionen.“ Damit sind auch die zum Teil belastenden Unterschiede zwischen den Kirchen und innerhalb der einzelnen Kirchen wie die zwischen einzelnen Christen gemeint. Sie stellen vor allem dort, wo sich Christen häufig genug und schlimm genug den Glauben gegenseitig absprechen, weil sie die anderen gar nicht mehr als Christen wahrnehmen können, ein erhebliches Hindernis für unsere Glaubwürdigkeit dar. Diesen Spannungen und Spaltungen gilt das Gebet Christi nach Johannes 17: „... damit sie alle eins seien. Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir, so sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaube, dass du mich gesandt hast.“

Doch trotz dieses Ziels der Einheit gibt es innerhalb der neutestamentlichen Tradition keine Uniformität. Die Vielfalt der im neutestamentlichen Kanon sichtbaren Gemeindemodelle kann dazu ermutigen, mit angemessenem Ernst und fröhlicher Phantasie zugleich auf die konkrete Situation der Gemeinde einzugehen und nach den jeweils vor Ort und in der Zeit angemessenen Formen der Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern zu suchen.

Es gibt im Neuen Testament eine erstaunliche Bandbreite:

- von der gesetzestreuen Gemeinde des Matthäus in der sehr strikt verstandenen Nachfolge Jesu, in der wohl Älteste eine gewisse Leitungsverantwortung übernehmen, aber eingeschärft und festgehalten wird: „Ihr sollt euch nicht Rabbi nennen lassen; denn einer ist euer Meister; ihr aber seid alle Brüder“ (Mt 23,8)
- bis zur johanneischen Liebesgemeinschaft, in der keine besonderen Ämter herausgehoben und erkennbar werden,
- von den charismatisch-vielfältigen Gemeinden des Paulus, die durch eine unglaubliche Fülle von Ehrenamtlichen und Beauftragten gekennzeichnet sind
- bis zu den sogenannten Pastoralbriefen, die die Gemeinde als Hausgemeinschaft Gottes begreifen und daher dann ziemlich hierarchisch und patriarchal organisieren und entsprechend auch Gehorsam gegenüber den “Vätern” fordern,
- von der Aufnahme der Tradition vom Volke Gottes und dem politisch-öffentlichen Anspruch der Gemeinden bei Lukas
- bis zu den verfolgten Gemeinden der Apokalypse, die eher im Verborgenen auf die Offenbarung der himmlischen Kirche warten (Apk 7 und 21).

Jedes dieser Modelle kennt die Kernaufgabe der Evangeliumsverkündigung und der Sakramentsverwaltung, setzt sie aber in seiner Zeit und in seiner Region in ganz unterschiedlicher Weise um. So werden auch wir immer neu zu bedenken haben, wie wir unter unseren Bedingungen die der Botschaft angemessene Form der Kirche finden und gestalten. Dazu könnten sich folgende Prüfungen an uns ergeben:

- Von Matthäus her: Wie gelingt uns die Einbeziehung der Gesamtgemeinde in die relevanten Entscheidungen vor Ort? Wo ist der Ernst der Nachfolge und der Ernst der Forderungen Jesu in unseren Gemeinden zu hören und zu spüren?
- Von Johannes her: Wo und wie lässt sich in unseren großen Gemeinden die Solidarität der Gemeindeglieder untereinander praktizieren? Sie erinnern sich an Jesu Worte am Kreuz: „Frau, siehe, das ist dein Sohn! ... Siehe, das ist deine Mutter!“ (Joh 19,26 f).
- Von Paulus und seinen Gemeinden her: Wie fördern wir die Gaben unserer Gemeinden und damit die interne und die externe Vielfalt?
- Von den Pastoralbriefen: Welche Strukturen sorgen in unserer Zeit für Erkennbarkeit, Verlässlichkeit und Berechenbarkeit im guten Sinne?
- Von Lukas her: Wie stellen wir den Zusammenhang mit dem Volk Gottes, also mit der alttestamentlich-jüdischen Tradition her, und wie vertreten wir den Anspruch Gottes auf unser ganzes Leben öffentlich?
- Angesichts der Offenbarung: Wie gelingt uns die Hoffnung wach zu halten auf das Kommen des Herrn in düsteren Zeiten, in Zeiten, die wieder christliche Märtyrer kennen?

3. *Situation der Kirche*

3.1. *Die Situation in Zahlen*

Die Situation, in der sich unsere Kirchen im Osten Deutschlands befinden, wurde z.T. schon seit langem so gesehen und ist unter uns nicht unbekannt. Wer die Fakten auf der Rückseite unserer Föderationskarte lesen und zueinander in Beziehung setzen kann, weiß eigentlich Bescheid. Die Stichworte und Problembeschreibungen, die hierher gehören, sind nicht neu, aber die zurückgehenden Mitgliederzahlen unserer Kirchen sind geeignet, Depressionen auszulösen. Zugleich aber müssen wir genau hinsehen und auch Fehleinschätzungen zugeben.

Zu den Fehleinschätzungen der letzten Jahre gehört die alleinige Fixierung auf die finanzielle Lage. Sie ist und bleibt ein schwieriges Problem, aber nicht die Hauptursache unserer Schwierigkeiten. Die demographische Entwicklung wird uns viel nachhaltiger beschäftigen und viel gravierendere Probleme bereiten als das fehlende Geld. Denn der Bevölkerungsschwund ist das größte gesellschaftliche Problem der östlichen Bundesländer. Auch unsere relativ kleinen Kirchen sind davon massiv betroffen.

Folgende Faktoren sind als Ursachen auszumachen:

- der Wegzug in die westlichen Bundesländer,
- ein extremer Geburtenrückgang,
- die überalterte Wohnbevölkerung und
- ein zögerlicher Zuzug aus den westlichen Bundesländern.

Die benannten vier Faktoren wirken unterschiedlich stark in Kirche und Gesellschaft, wobei die Gesellschaft (was uns nicht tröstet), härter getroffen wird als unsere Kirche. Unsere Kirche im Osten leidet vor allem darunter, dass mehr Menschen sterben als durch Taufe und Kircheneintritt hinzukommen.

Der Wegzug in die westlichen Bundesländer ist auch in unseren Kirchen zu spüren, wird aber – wenn auch nicht vollständig – durch Zuzug ausgeglichen. Dennoch bleibt es ein Problem, dass nur relativ wenige sich dafür entscheiden, in die neuen Bundesländer umzuziehen. Nicht wenige von denen, die hier eine gut bezahlte Arbeit in Regierungen, Verwaltungen, Justiz und Universität haben, wohnen weiterhin im Westen und zahlen dort ihre Steuern (und das heißt auch: ihre Kirchensteuern!). Wer seine berufliche Aufgabe hier im Osten erfüllt hat, zieht oft für den Ruhestand in die „alten Länder“, obwohl wir solche Menschen hier dringend in den Parteien, Vereinen und auch in unserer Kirchen bräuchten.

Wenn wir diese Situation wachsam und nüchtern wahrnehmen, dann muss man die Frage stellen: Was sind dann realistische Ziele, die weder unter- noch überfordern und die Lähmung überwinden oder nicht zulassen?

(Einen „Kirchenaufschwung Ost“ nach politischem Muster zu erwarten, wie manche ihn nach 1990 vorhersagten, hieße zu behaupten, eine Erweckung könne in Hamburg bis 2015 eine 90%ige Kirchlichkeit erreichen oder Italien müsse bis zum Jahr 2020 evangelisch werden. Anders gefragt: Was können wir uns angesichts der Makroentwicklungen im Mikrobereich ernsthaft vornehmen?)

3.2. Die Erwartungen an Gemeinden und Mitarbeiterschaft

Diese Situation erfordert von den Gemeinden wie den Pfarrern und Pfarrerinnen (die in Thüringen Pastorinnen heißen) einen Spagat zwischen berechtigten und sich zugleich oft auch widersprechenden Erfahrungen. Einige sollen hier exemplarisch benannt werden:

- a) Die Statistiken zeigen eine Bewegung nach unten, die nicht an allen Stellen und überall in gleicher Weise sichtbar wird, die aber dennoch die Entwicklung unserer Länder und unserer Kirchen bestimmt: Die Bevölkerung, die Kirchenmitglieder, die Finanzen, in Zukunft wohl auch Dörfer und Wohngebiete nehmen ab. Doch wir sollen als Kirche auf möglichst immer gleiche Weise und in der bisherigen Intensität präsent bleiben, auch wenn Schule, Konsum und Arzt das Dorf schon lange verlassen haben. Ja, die Erwartungen differenzieren sich, weil kaum noch eine Veranstaltung die Jugendlichen und die Alten, die Kinder und die Berufstätigen zugleich zu erreichen vermag. Denn die Erwartungshaltung der Gemeindeglieder und der Kirchenfernen nicht verringert sich nicht, sondern erhöht sich im Gegenteil eher; zumal das Angebot der Kirche mit anderen Freizeitangeboten konkurriert.
- b) Pfarrer werden erwartet, aber nicht in ihrer Profession gebraucht. In Dörfern und Städten freut man sich noch immer, wenn die Kirchen nicht verfallen, sondern wieder aufgebaut werden, wenn die Glocken läuten und die Heimatgefühle gestärkt werden. Es wäre nicht gut, wenn das fehlt. Aber was passiert, wenn der Kirchturm saniert, die Fassade wieder hell geputzt ist? Ich wage kaum zu fragen ...
- c) Dem entspricht: Gemeinden sind bei uns vorhanden und müssen doch in aller Regel erst mühsam gewonnen werden. Das Gefühl, sammeln zu sollen, was unter den Händen zerfließt, scheint weit verbreitet. Die Tendenz zu Personalgemeinden kommt unterschiedlichen Frömmigkeitsformen entgegen und ist unter dem Dach einer Landeskirche am ehesten zu verwirklichen. Wir werden vorwiegend in den Städten solche Entwicklungen ermöglichen und begleiten. Aber sie können auch die Gemeinsamkeit der Generationen und der unterschiedlichen christlichen Erfahrungen gefährden sowie die Mitarbeiter in besonderer Weise belasten.
- d) Unsere Pastorinnen und Pfarrer, unsere Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen sollen und müssen schon seit langem immer wieder von vorn anfangen, Menschen zu Gruppen sammeln, einen missionarischen Aufbruch wagen. Zugleich aber sind sie und gelten sie als Repräsentanten, ja z.T. als „Gefangene der Tradition“. Diese ist in Friedhof, Kirche, Pfarrgarten und als immer noch volkkirchliche Institution eine nicht zu unterschätzende Last. Zugleich Missionar und Verwalter der Volkskirche zu sein, erzwingt einen Spagat zwischen Herberge und Wanderung, der schwer auszuhalten ist. Kirchliche Hauptamtliche werden als Vertreter einer geschrumpften, aber strukturell unveränderten Volkskirche zu Antworten auf vieles verpflichtet, wo sie weithin selbst Fragende und Suchende sind. Sie müssen die Kümmerlichkeit einer ehemals gesamtgesellschaftlichen Institution vertreten, wo sie vielfach die Wärme einer kleinen Gemeinschaft suchen und brauchen. Nicht ganz selten erleben wir ein steiles Amtsverständnis als Reaktion auf die Einsamkeit des Theologen.

- e) Für die Arbeit mit Kindern – um ein anderes Feld zu beschreiben – heißt das z.B.: Wir müssen Kindern den Eintritt in das Gemeindeleben ermöglichen, also Kindergruppen und Kindergottesdienste einladend gestalten. Zugleich aber besteht die Notwendigkeit, in gehörigem Maß Informationen über Christentum, Kirche und Religionen zu verbreiten, also Religionsunterricht zu halten. Christenlehre und Religionsunterricht zusammen stellen eine erhebliche Anforderung an alle Beteiligten dar, ja überfordern z.T. die verfügbaren Kräfte.
- f) Das hat sein Pendant auch in einem geistigen Spagat zwischen Offenheit für alles Neue und Bewahrung alter Erfahrungen: Es geht dabei letztlich um eine bleibende, nie gänzlich aufzulösende Spannung zwischen unserem Auftrag zur Verkündigung und der uns aufgegebenen Nähe zu den Menschen. Diese Spannung erleben wir zur Zeit in sehr vielen konkreten Anwendungsfällen und sie kann durchaus hilfreich wirken. Wer sich auf den Weg macht, den Menschen nahe zu sein, muss seine angestammten Plätze verlassen. Das jedoch löst berechtigterweise Ängste aus, denn ganz schnell „verliert“ man sich, entfernt sich von der tragenden Wurzel. Wir haben den Menschen aber nichts zu sagen, wenn wir den eigenen Halt verlieren. Eine Kirche, die es allen recht machen will, macht es einem ganz bestimmt nicht recht: Ihrem Herrn! Deshalb ist die Frage nach der Nähe zu den Menschen nicht zu trennen von der Frage nach der Treue unserem Auftrag gegenüber. Es ist und bleibt eine Gratwanderung, die man uns abfordert: ganz bei den Menschen und ganz bei der Sache des Evangeliums zu sein. Es kommt daher darauf an, nach den Punkten zu suchen, wo sich die Sache des Evangeliums mit den wirklichen Lebenspunkten der Menschen berühren, wo sich der Glaube als eine wirkliche Hilfe zu ihren konkreten Lebensumständen erweist. Dazu gehört ein Weiteres: Man muss die Menschen mögen, um sie erreichen zu können.

Im Kern geht es aber auch fünfzehn Jahre nach dem Mauerfall immer noch um die Frage, ob wir die Menschen draußen wirklich erreichen wollen. Dazu sind immer noch viele innere Widerstände zu überwinden. Wollen wir eigentlich wirklich, dass Menschen hinzukommen? Dann müssen wir ihnen das auch sagen! Noch immer kann man in Gemeindekirchenräten und Konventen herrliche Debatten auslösen, wenn man danach fragt, ob der Männerchor in der Kirche singen darf, wie das Verhältnis zur Feuerwehr ist, und ob es schon den Wunsch nach Fahnenweihen gegeben hat. In den ganz normalen Gemeindekirchenräten können sich ansonsten friedliche Gemüter heftig erhitzen. Wir werden darauf zu achten haben, wie wir über die Menschen denken und reden, die wir gewinnen wollen. Wenn wir sie nicht mögen, brauchen wir ihnen auch nicht mit dem Evangelium zu kommen.

3.3. Zum Umgang mit dieser „innerkirchlichen“ Situation

Das Kleinerwerden unserer Gemeinden, allen Anstrengungen zum Trotz, macht uns krank und am liebsten reden wir nicht darüber. Das Ausfüllen statistischer Fragebögen wird zur Qual, weil es uns zeigt, was wirklich los ist. Es wäre töricht, wollten wir nicht zugeben, dass dies uns alle wirklich kränkt, und dass es die eigentliche Quelle mancherlei Verdrusses und angestauten Frustes ist. Ja, dass wir auch gerade deshalb zueinander ungerecht werden und mancher Streit zwischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern mit Gemeindekirchenräten hat letztlich darin seine Ursache, dass wir mit dieser Kränkung nicht umgehen können. Die Beispiele hierfür sind „Legion“.

Was ist dazu zu sagen? Um mit diesen Frustrationen und Enttäuschungen leben und weiterarbeiten zu können, bedarf es der stetigen Vergewisserung und Verständigung über unsere Grundlagen. Im Grunde sind wir besonders heute - auch im Blick auf unsere kirchliche Situation – gefragt, ob wir es dem Worte Gottes zutrauen, dass es tut, was es sagt. Wie fest ist der Grund, auf dem wir stehen und wie sicher sind wir uns der Sache Jesu?

Für den alltäglichen Gebrauch und auf dem Hintergrund der beschriebenen Mühen nennen wir sechs Punkte, die zu berücksichtigen bei allen den zu beackenden Arbeitsfeldern der Gemeindegemeinschaften möglicherweise hilfreich sein könnten:

- 1) Kriterium für das Maß unseres Glaubens ist auch der Mut, genau hinzusehen, nichts schön zu färben und der Wahrheit über unsere Situation ins Auge zu blicken. Wer das Kreuz Christi vor Augen hat, schaut nicht weg, wenn es schwierig wird. Zwei Beispiele sollen für ein ganzes Feld stehen: Bei Kirchengemeinschaften dürfen wir nicht "wegsehen". Oft werden Kirchengemeinschaften von Mitarbeitern als persönliche Kränkung erfahren, über die man am besten nicht redet. Wir müssen auch diesen Menschen nachgehen und Schwellen zum Wiedereintritt abbauen. Das gilt für die Gemeindegemeinschaften, aber auch für die Landeskirchen bis hin zu den Bischöfen. Ähnlich verschämt und verschwiegen behandeln manche das Thema Jugendweihe. Sie wollen gar nicht mehr wissen, wer von den Konfirmanden auch noch zur Jugendweihe geht.
- 2) Es muss möglich sein, unter uns auch unseren Schmerz und unsere Enttäuschung zugeben zu können. Über vergebliches Bemühen muss man reden dürfen. (Das ist angesichts von Stelleneinsparungen auch ein Zeichen für Mut.) Die beständige Anspannung des Willens ohne Erfolg und Genugtuung zehrt an der Selbstachtung und macht krank. Wir haben nicht den Auftrag, uns dauernd Misserfolge zu organisieren.
- 3) Es gilt, neben der Fähigkeit zum Mitleid auch die Fähigkeit zur Mitfreude zu entwickeln. Es scheint uns leichter zu fallen, jemanden, dem etwas misslingt, zu bedauern, als uns von Herzen über Erfolge und Aufbrüche in anderen Gemeindegemeinschaften freuen zu können. Skepsis, Neid und Missgunst sind die entscheidenden Hemmklötze dafür, dass ermutigende Zeichen und Beispiele ansteckend wirken. Wir brauchen diese ermutigenden Zeichen und wir haben sie ja auch.
- 4) In Zeiten der Veränderung kann Wachstum auf der einen Seite den Schwund auf der anderen Seite bedeuten. Unterschiedlichkeit und Ungleichzeitigkeit sind natürlich und also auch zu akzeptieren oder wenigstens auszuhalten. Wir werden auf längere Sicht auch verschiedenen Situationen angemessene unterschiedliche Strukturmodelle akzeptieren müssen.
- 5) Die bisher benannten Punkte stellen uns die Frage nach der Stabilität und Belastbarkeit unserer Gemeindegemeinschaft, auch der Gemeindegemeinschaft aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Ihr gilt es in Gemeindegemeinschaften, Regionen und Kirchenkreisen, aber auch in Ämtern und Ausbildungsstätten besonderes Augenmerk zu schenken.
- 6) Immer deutlicher stellt sich heraus, wenn Menschen von „außen“ einen wie auch immer gearteten Zugang zu unserer Kirche und unseren Gemeindegemeinschaften finden, dann werden sie auch unsere Kirche und unsere Gemeindegemeinschaften verändern. Das wird uns manchmal nicht nur lieb sein. Vieles wird ganz anders, als wir es uns gedacht haben und anders, als wir es bisher kannten.

4. Am Haus des Glaubens bauen: Perspektiven unserer Arbeit im Lande der Konfessionslosen

4.1. Kirche wird gebraucht

Zunächst ist daran zu erinnern, dass uns selbst in dieser entkirchlichten Umgebung, in der wir leben, immer noch und immer wieder hohe Erwartungen an die Kirche begegnen. Sie können als Anspruch belasten, aber sie lassen sich auch als Hoffnung lesen, die selbst bei den Distanziertesten nicht völlig verschwunden ist. Jürgen Ziemer hat sie wie folgt zusammengefasst:¹

1 Jürgen ZIEMER: Kirche im Veränderungsprozess: ekklesiologische und kybemetische Perspektiven. In: KIRCHE UNTER VERÄNDERUNGSDRUCK: Wahrnehmungen und Perspektiven / hrsg. von Wolfgang Ratzmann und Jürgen Ziemer. Leipzig 2000, 104-118. 109-111.

- Es wird eine Kirche gebraucht, die Menschen auf der Suche nach Wahrheit (nach etwas, das gilt) Angebote macht.
- Es wird eine Kirche gebraucht, die das Bedürfnis nach Vertiefung des Lebens auffängt.
- Es wird eine Kirche gebraucht, die dem Einzelnen Beratung anbietet.
- Es wird eine Kirche gebraucht, in der prophetisch (gesellschaftskritisch) geredet wird.
- Es wird eine Kirche gebraucht, in der wirkliche Gemeinschaft gelebt wird.
- Es wird eine Kirche gebraucht, in der Trost und Segen zu finden sind.

Dies kommt zu Krisenzeiten wie nach dem 11. September 2001 in ganz Deutschland oder nach dem 26. April 2002 in Erfurt besonders deutlich zum öffentlichen Ausdruck, begegnet uns aber als heimlicher Maßstab noch in den Briefen, in denen aus der Kirche Ausgetretene ihren Schritt begründen, weil wir sie nach ihren Motiven gefragt haben. Oft ist dort zu lesen, dass die konkrete Begegnung mit der örtlichen Gemeinde nicht das gehalten habe, was man sich dort versprochen hatte. Zu diesen Vorwürfen wäre viel zu sagen, auch zu ihrem Realitätsgehalt, sie lassen sich jedenfalls unter anderem als Ausdruck der Suche nach etwas deuten, was es in dieser Gesellschaft auch an keiner anderen Stelle gibt.

4.2. Kirche ist eine Baustelle

Weiter erinnern wir daran, dass das Thema, dem Glauben eine Heimat und sichtbare Gestalt zu verschaffen, gewissermaßen eine Baustelle ist, auf der immer wieder, wenn auch an verschiedenen Ecken, gearbeitet wird. Sowohl in der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen wie in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen saßen und sitzen Arbeitsgruppen und Kommissionen, um Lösungen herauszufinden und um gangbare Wege in und aus den Schwierigkeiten zu beschreiben.

Auch der Rat der EKD hat aufgrund der vierten Mitgliedschaftsuntersuchung der EKD beschlossen, eine Reihe von Studien in Gang zu setzen, die nicht mehr nur die immer gleichen Schwierigkeiten analysieren, sondern praktische Konsequenzen ziehen und neue Wege für Gemeinden und kirchliche Gruppen vorschlagen sollen. An diesen Projektgruppen werden sich auch Vertreter aus der Föderation beteiligen, um unsere Erkenntnisse und Ansätze dort einzubringen, zugleich Anregungen für uns zu gewinnen und in die Praxis umzusetzen.

Ähnlich wie in der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen gleich mehrere Projekte gegenwärtig zusammengefasst und bedacht werden, hat es in Thüringen eine Perspektivkommission gegeben, die ihr vorläufiges Abschlusspapier im Jahre 1999 unter dem Titel vorlegte: „Beteiligungsoffene Gemeindekirche“.² Dieses bereits in dem – zugegeben – etwas sperrigen Titel angezielte Programm muss noch einmal „durchbuchstabiert“ werden. (Dass es leider etwas in Vergessenheit geraten ist, hängt offenbar damit zusammen, dass wir zwar regelmäßig neue Programme machen, aber Vorhaben allein noch wenig nützen. Die Erfahrung aller Organisationen – auch weit außerhalb der Kirche – besagt, dass 80-90 % des Erfolges in der harten praktischen Kleinarbeit und der Umsetzung von theoretischen Konzepten in die kleine Münze der alltäglichen Mühen bestehen.) Vielleicht werden gerade die Ansätze, die die „Arbeitsgruppe 2019“ in Thüringen auf ihre Praktikabilität sichtet, zur Umsetzung eines bislang noch sehr theorielastigen Konzeptes beitragen.

Immerhin sind die Grundeinsichten nach wie vor aktuell, die bereits im Titel dieser Studie festgehalten wurden: „Beteiligungsoffen“ meint ein Angebot, das sagt: „Du kannst, aber du musst nicht.“ Wir erleben von den Kirchbaufördervereinen bis zu den Chören, von den ungetauften Teilnehmern am Konfirmanden- und Religionsunterricht bis zu einzelnen diakoni-

2 BETEILIGUNGSOFFENE GEMEINDEKIRCHE: Ergebnis der Arbeitsgruppe: Zukünftige Gestalt der Kirche (Perspektivkommission) / hrsg. vom Gemeindedienst der Evang.-Luth. Kirche in Thüringen, Eisenach 1999 [Teil II: „Er selbst kommt uns entgegen. Die Zukunft ist sein Land.“: Handlungsfelder auf dem Weg zu einer beteiligungsoffenen Gemeindekirche = Drucksache 16/1 der 7. Tagung der IX. Landes-synode der Evang.-Luth. Kirche in Thüringen, 28.-31. Oktober 1999].

schen Aktivitäten immer wieder Menschen, die sich nur punktuell engagieren, aber nicht (noch nicht?) ganz dazugehören wollen und können.

Solche Distanz zur Gemeinde, zur Kirche insgesamt ist uns von unserem Herkommen und den scharfen Grenzen der jüngsten Vergangenheit her eher fremd. In früheren Zeiten gehörte man zur Kirche oder nicht, aber es gab kaum Zwischenschritte. Das war in neutestamentlicher Zeit noch anders. Da kannten jüdische Synagogen und christliche Kirchen die „Gottesfürchtigen“, die sich als Kreis von Sympathisanten um die eigentliche Gemeinde herum sammelten. Es waren die Gottesfürchtigen wie Cornelius und Lydia (Apg 10 bzw. 16), die später eine führende Rolle in den christlichen Gemeinden spielten. Möglicherweise haben wir uns heute stärker als bisher auf solche Formen der Gottesfurcht einzulassen und sie als Aufgabe und Chance und nicht nur als bedauerliche Kümmerformen wahrzunehmen.

Das zweite Stichwort „Gemeindekirche“ steht gegen das Bild und die Wirklichkeit einer „Pastorenkirche“ und gegen das Bild und die Wirklichkeit einer Obrigkeitskirche, in der die Hauptamtlichen für alles verantwortlich sind – oder besser – sein sollen. Nach wie vor stellt sich uns weiter die Aufgabe, eine „Gemeinschaft der Dienste“ als Gemeinschaft der mit vielen Gaben Beschenkten vor Ort aber auch in den überregionalen Aktivitäten zu entwickeln und zu leben. Beteiligung von Gemeindegliedern an Leitung und Arbeit in der Gemeinde und in den Werken unserer Kirchen ist in reichem Maß zu finden (wir sind die Organisation mit den meisten Ehrenamtlichen), aber wir brauchen nach wie vor die Entwicklung des Bewusstseins dafür, dass das, was wir – als Gemeindeglieder – nicht machen (finanzieren und verantworten), auf Dauer nicht durch andere geschieht, nicht durch andere finanziert und nicht durch andere personell getragen wird.

Schon die Gestaltung unserer Gottesdienste und die aktive Beteiligung an ihnen oder ihr Fehlen spricht für sich. Ob die hauptamtlichen Theologen ihn allein gestalten oder er Angelegenheit einer Vorbereitungsgruppe ist, sagt sehr viel über Gemeindeverständnis und Gemeindepraxis der Beteiligten. Es ist schon eindrucksvoll, in einer anglikanischen Dorfkirche den Einzug der Gottesdienstgruppe zu erleben und so von Anfang an zu wissen, dass der Pfarrer Teil einer Gemeinschaft ist, die sich auf diesen Gottesdienst vorbereitet hat.

Nach wie vor stellt sich uns auch die Aufgabe, bei Gemeinde nicht nur an die lokalen Gemeinden, sondern auch an die verschiedenen Gruppen und Initiativen zu denken, die als Gemeinden auf Zeit viele Menschen Kirche so erleben lassen, wie sie das brauchen, aber zu Hause nicht vorfinden und auffinden.

4.3. Minderheitskirche mit einer Verantwortung für das Ganze

Wir müssen uns zugleich aber gegenseitig zugestehen, dass es keine Patentlösung gibt, und keine Pauschalrezepte. Was an einem Ort sinnvoll und förderlich ist, muss sich nicht in gleicher Weise in einer anderen Region bewähren. Wenn es also keine Patentrezepte gibt, dann müssen vor Ort Lösungen gesucht, bewertet und umgesetzt werden.

Beispiele aus anderen Ländern und Gegenden, aus anderen Kirchen und Gemeinden können die eigene Phantasie anregen, Anstöße geben und vor Holzwegen warnen, die eigene Überlegung und Entscheidung der Gemeindeleitung vor Ort können und dürfen sie nicht ersetzen.

Es wird auch wenig helfen, die angeblich Schuldigen mit starken Worten anzugreifen und drastische Maßnahmen zu fordern. Wie es wenig hilfreich ist, von einer „parochialen Gefangenschaft“ der Kirche zu sprechen und damit die Ortsgemeinden zu entwerten, so wird es auch nichts nützen, die landeskirchliche Struktur abzuschaffen, um statt dessen „starke Gemeinden“ zu schaffen. Selbstverständlich kann keine Kirchenleitung die tägliche, redliche Arbeit vor Ort ersetzen, wohl aber kann sie gute lokale Arbeit wahrnehmen, unterstützen und auf solche Beispiele hinweisen. Das heißt: Starke Gemeinden und eine starke Kirchenleitung sind keine Gegensätze.

Auch die Rezepte „Einfach nur predigen und unterrichten“ oder „Einfach mehr Mission“ verschließen eher die Augen vor der Wirklichkeit, als dass sie helfen, den mühsamen Weg Schritt für Schritt zu bewältigen, den Gottes Volk heute durch die Kirchenwüste in Thüringen und Sachsen-Anhalt zu gehen hat.

Wenn Kirchen kleiner werden, tendieren sie häufig dazu, sich wie eine Sekte abzuschließen, um sich wenigstens im Innern „rein“ zu bewahren. Sie scheuen zugleich damit die Auseinandersetzungen mit dem Wahrheitsbewusstsein der Gegenwart. Das bedeutet, sie erliegen der Gefahr der Abschließung, dem Konformitätsdruck der kleinen Gruppe, sie sprechen dann ihre eigene Sprache und bauen an ihrem eigenen Weltbild.

Das muss aber nicht zwangsläufig so sein. Dagegen stehen die guten Erfahrungen von Minderheitskirchen, wie z.B. der protestantischen Kirche in Frankreich oder der lutherischen Kirche in der Slowakei! Beide haben sich je auf ihre Weise als Minderheitskirche den Fragen ihrer Zeit und ihres Volkes gestellt und damit als Minderheit Einfluss auf ihre Gesellschaft genommen. Ohne die Lutheraner würden wir wohl noch von „Oberungarn“ sprechen und nicht von der Slowakei. Es waren die Lutheraner, die anfangen Slowakisch zu sprechen. Und ohne die Auseinandersetzung mit den religiösen und sozialetischen Fragen der Zeit in der protestantischen Kirche Frankreichs wäre diese von hohen intellektuellen Ansprüchen geprägte Landschaft um vieles ärmer.

Meine Vision von Kirche, von unserer Kirche, die zwar nicht mehr das Volk als Ganzes umfasst, aber für das Ganze betet und nachdenkt, ist: Kirche, das sind die

- die etwas vom Leben verstehen,
- die Ansprüche an sich und an die Gesellschaft formulieren können.
- die nach Konzepten für sich und ein ganzes Leben suchen (also gerade nicht die Patchwork-Existenz fördern),
- die die Fragen aufnehmen, die uns beschäftigen, die aber kaum jemand wirklich artikuliert;
- die am besten wissen, was das Ganze unseres Lebens ausmacht;
- die eine Ahnung von dem haben, was unser Leben heil macht.

4.4. Abschieds- und Aufbruchssituation

Es wird gerade im Blick auf die religiöse Situation im Osten oft auch von einem „Klima des Ressentiments gegen den Gottesglauben oder ein Klima der Gottesvergessenheit“ (Hans-Jürgen Abromeit) gesprochen, wobei „Gottvergessenheit“ in vielen Fällen das falsche Wort ist, da bei manchen unserer Zeitgenossen eine Weitergabe des christlichen Glaubens und religiöser Fragen schon vor drei Generationen abgebrochen ist. Sie haben vergessen, dass sie die Gottesfrage vergessen haben.

Bei aller Unkenntnis und Reserviertheit: Es ist auch eine neue Offenheit, z.T. auch eine wieder unbefangene Neugier gegenüber Fragen des christlichen Glaubens zu entdecken. Jugendliche scheinen nach neueren Umfragen viel weniger reserviert gegenüber religiösen Fragen als noch ihre Elterngeneration, die sehr feste Vorstellungen aus ihrer Schulzeit mitgebracht hat.

Evangelische Kindergärten und Schulen haben auch jenseits der Kirchgemeinden Ansehen, finden auch bei nicht-christlichen Eltern Anklang. Kinder und Jugendliche, obwohl von Hause aus nicht christlich, besuchen den Religionsunterricht oder nehmen die offenen Angebote der Kirchgemeinde wahr. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den diakonischen Einrichtungen, die keiner Kirche angehören, wehren sich ja nicht nur gegen eine „Zwangs-christianisierung“ oder werden aus Opportunismus Kirchenmitglied, sondern sie haben – so berichten es immer wieder Mitarbeiter der Diakonie – wirklich Interesse an Fragen des christlichen Glaubens und suchen Gesprächsmöglichkeiten.

Und viele Pastorinnen und Pfarrer werden gerade bei den sogenannten Kasualien, im Zusammenhang von Taufe, Trauung, Todesfall und auch beim Krankenbesuch in sehr ernsthafte Gespräche verwickelt.

Es gab Zeiten, da boten Kirchenmauern Schutz, und sie schufen so einen Freiraum in einem vereinnahmenden, fremdbestimmenden, entmündigenden politischen System. So wie seinerzeit dieser schützende Rückzug hinter die Kirchenmauern geboten war, so stehen wir heute, auch noch nach 15 Jahren, vor der Aufgabe, uns zu verstehen als eine Glaubens- und Dienst-Gemeinschaft in einer freien Gesellschaft, die sich nicht hinter Kirchenmauern zu verstecken braucht, sondern die ihre Türen weit aufmachen kann und den Dialog suchen muss.

Wir leben in einer Abschieds- und zugleich Aufbruchssituation. Wir müssen sehen lernen, was wir nicht mehr haben, aber auch das, was wir wieder oder neu haben.

Wir reden oft davon, dass noch mehr ehrenamtlich geleistet und getragen werden muss. Wir haben aber schon ein hohes Maß an Ehrenamtlichkeit. Das ehrenamtliche Engagement aber hat sich geändert. Es ist weniger das „Ehrenamt auf Lebenszeit“, wie es viele Menschen in den Ortsgemeinden übernommen und gewissenhaft ausgeführt haben. Es ist oft mehr ein zeitlich befristetes, auf ein Projekt bezogenes Ehrenamt geworden. Eltern, Mütter und zum Teil auch Väter, lassen sich „einspannen“ bei Angeboten der Kirchgemeinde für Kinder, solange sie die eigenen Kinder in dem betreffenden Alter haben! Jugendliche lassen sich für z.B. für ein Theaterprojekt begeistern, würden sich aber nicht in eine langfristige Aufgabe einbinden lassen. Wir haben an vielen Orten engagierte Chorleiter und Chöre und eine immer größere Schar an Lektoren.

Wir möchten schließen mit einem Gedicht von Klaus-Peter Hertzsch, das knapp und schön Unsicherheit und Glaubenshoffnung, drohenden Zweifel und überraschende Glaubenserfahrung zusammenhält:

*Die neuen Tage öffnen ihre Türen.
Sie können, was die alten nicht gekonnt.
Vor uns die Wege, die ins Weite führen:
Den ersten Schritt. Ins Land. Zum Horizont.*

*Wir wissen nicht, ob wir ans Ziel gelangen.
Doch gehn wir los. Doch reiht sich Schritt an Schritt.
Und wir verstehn zuletzt: das Ziel ist mitgegangen;
Denn der den Weg beschließt und der ihn angefangen,
der Herr der Zeit geht alle Tage mit.*